

FÜNFTER TEIL:
ALTHEA



KAPITEL 37

magdalena griff wieder nach ihrer Tasche. Sie holte ein Bündel Schulhefte hervor und reichte es August. Der blickte sie erstaunt an. Er zögerte, schlug dann das erste Heft auf und begann darin zu blättern.

Es war voll mit Zeichnungen, Skizzen und Notizen. Ein wildes Sammelsurium aus Tusche, Tinte, Buntstiften und Bleistift. August tat sich offenbar sehr schwer damit, die Texte zu lesen, denn er bewegte die Lippen, während er so tat, als würde er lesen. Magdalenas Schreibrschrift machte es ihm nicht gerade leichter. Aber die Illustrationen sprachen für sich. Sie waren detailreich und perfekt ausgearbeitet. Sie wirkten lebendig und kraftvoll. August blätterte wie gebannt durch die Hefte. Die Zeichnungen zeigten fast ausschließlich die anderen Heimbewohner. Manche nur als einfache Tusche-Porträts, manche bunt in fantastischen Posen oder eingefügt in seltsame, wilde und skurrile Szenen. Friedrich mit den Glasknochen, wie er auf einer Art fliegendem Schlitten über das Veronikanerinnen Kloster flog. Karl, der Mann, der im Kloster so eifrig losgelaufen war, um Magdalena zu holen, in einer Pose, die an einen Heiligen erinnerte. Er trug einen Kaiser-Wilhelm-Bart und hielt einen Reichsapfel und ein Zepter in der Hand. Die bettlägerige Anna auf einer Opernbühne vor einem riesigen Publikum, das frenetisch Beifall klatschte. Sie war in ein elegantes und filigranes Gestell eingespannt, sodass sie stehen und mit weit ausladenden Gesten singen konnte. Heinrich, mit den Geschwüren, der auf einer sommerlichen Wiese saß und eine Gruppe fröhlicher Kinder um sich scharte. Je weiter August blätterte, desto besser wurden die Zeichnungen und desto fantastischer wurden die Szenen. Auch kamen immer mehr Menschen hinzu, die August auf seinem kurzen Besuch im Kloster nicht gesehen hatte. Weil sie nicht da oder schon tot waren. Alle liebevoll gezeichnet, alle in Szenen eingefügt, die ihre Talente unterstrichen.

Einige der Hefte waren gefüllt mit Kohleskizzen. Viel weniger ausgearbeitet, doch waren manche sogar noch lebendiger als die präzi-

sen Tuscheillustrationen. Manchmal schämte sich Magdalena für ihre Zeichnungen, manchmal war sie stolz. Obwohl sie sie noch nie jemandem gezeigt hatte. Die ein oder andere Nonne hatte bestimmt ein aufgeschlagenes Heft auf ihrem Nachttisch gesehen. Aber die interessierten sich nur für Jesus und nicht für Magdalenas Gekritzelt. August gegenüber fühlte sie sich so überlegen, dass sie sich nicht schämte.

Im letzten Heft ging es nur noch um Magdalena selbst. Es war entstanden, nachdem sie den Fortsetzungsroman gelesen hatte. Sie hatte ihr Selbstporträt in eine Marswelt eingefügt. Der Rote Planet. Magdalena selbst in einer Art engem Badeanzug, wie sie sich durch die Marswelt bewegte. Landschaften voller Krater, wunderliche Pflanzen und schöne, saubere Städte mit Türmen und kugelförmigen Häusern.

Mit jeder Seite hatte Magdalena mehr und mehr andere Marsbewohner hinzugefügt. Alle sahen sie ihr natürlich sehr ähnlich, alle schienen sich schwebend und elegant zu bewegen, alle wirkten glücklich und zufrieden. Das Gegenteil ihrer eigenen Gefühlswelt.

In der Heftmitte brachen die autobiografischen Zeichnungen ab, und auf den Seiten waren nur noch Details der Marswelt zu sehen. Pflanzen, Tiere, Raketengeschosse, fliegende Wagen, Waffen, Häuser und Möbel. Viele der Tiere sahen entsetzlich aus. Sie hatten sechs Beine, zwei mit spitzen Zähnen bestückte Köpfe, einen vorne, einen hinten, Schuppen, Flügel, Höcker, Rüssel. Andere waren niedlich, flauschig und wirkten fast wie junge Kätzchen. In weiteren Zeichnungen versuchte Magdalena zu erklären, dass Letztere in Wirklichkeit bissige und giftige Bestien waren, Erstere hingegen treue und liebebedürftige Freunde der Marsianer. Magdalena hatten die großen Viecher plötzlich leidgetan, und die kuscheligen Kleinen hatten sie wütend gemacht. Also hatte sie ihre Rollen getauscht. Magdalena beschrieb in ihren Illustrationen genau, wie die Tiere lebten, was sie aßen und wie sie sich vermehrten.

Ähnlich war es mit den Pflanzen. Magdalena hatte üppige, bunte Blüten, Pflanzen, aus deren Stängeln Köpfe wuchsen, deren Zungen wiederum Stängel weiterer Blüten waren oder Bäume auf Füßen, die durch die rote Marslandschaft liefen, gezeichnet.

Auch die Gebäude und ihr Inneres waren für August offenbar kaum zu begreifen. So neu und ungewöhnlich waren sie. Er starrte viel zu lang darauf. Die Häuser waren kugelförmig. Filigrane und komplizierte Maschinen auf Rädern mit scherenartigen Greifarmen produzierten Nahrung und reinigten die Räume. Telefone, Grammophone und Radioapparate waren überall. Die Marsianer bewegten sich mit Raketenschuhen oder Propellerrucksäcken fort. Auf den Straßen waren weder Droschken noch Automobile noch Straßenbahnen oder Züge unterwegs. Sie waren einzig für Spaziergänger oder Marsianer, die ihre zweiköpfigen Bestien ausführten. Alles wirkte sauber und fröhlich.

August wirkte so fasziniert vom letzten Heft, dass er beim Blättern die Zeit vergaß. Irgendwann nahm Magdalena ihm den ganzen Stapel Hefte wieder weg und schaute ihn bedeutungsvoll an. »Und jetzt mein Angebot: Du zahlst, und ich mache dir eine spektakuläre Marschau. Böcks Marsianisches Cabinett. Ich denke mir die Geschichten aus, ich gestalte das Zelt, ich bastle die Bestien und die Pflanzen, ich schraube die Maschinen und Apparate zusammen, ich baue die Marshäuser und ich nähe die Kostüme. Außerdem verpflichte ich mich, die Marsianerin zu sein. Mit Marsianersprache, Marsianerinnenbewegungen und Marsianerinnengrimassen. Ich werde immer auf der Höhe der Zeit sein und neueste technische Erfindungen in die Schau mit aufnehmen. Die Besucher werden sich gruseln und mit staunend geöffnetem Mund in unser Zelt strömen, und du wirst nur den Geldbeutel aufhalten müssen, während ich die ganze Arbeit mache. Ich verspreche dir, dass wir zum nächsten Frühjahr alles fertig haben und wir für die Jahrmärkte bereit sein werden. Du versprichst mir, dass du mir vertraust und mich alles so machen lässt, wie ich es mir vorstelle. Du zahlst, bis wir auf dem ersten Jahrmarkt aufgebaut haben. Dann, das verspreche ich dir auch noch, verdienen wir Geld.« Magdalena holte Luft. »Richtig viel Geld!« Hinter ihrer selbstbewussten Kulisse war sie sehr aufgeregt. So weit hatte Magdalena sich noch nie aus dem Fenster gelehnt. »Was sagst du?«, fragte sie.

August atmete laut aus und fasste sich an die Stirn. Er tat so, als müsse er sich alles noch genau überlegen. Seine Entscheidung war schon nach den ersten Seiten des Marshefts gefallen. Aus reiner Taktiererei zögerte er noch. Er war schließlich Markterer. Dann streckte er Magdalena die Hand entgegen und sagte: »Gut.«

Ihre Hand wirkte in seiner dünn, riesig, knochig und zerbrechlich. Aber mit ihrem Händedruck wollte Magdalena ihm zeigen, dass sie sich von ihm nicht über den Tisch ziehen lassen würde.

KAPITEL 38

magdalena und August blieben die drei Tage nach dem Gespräch an der Kapelle. Obwohl es leicht gewittrig wurde, blieb es doch warm und angenehm.

Die ersten beiden Nächte schlief Magdalena vor dem Kirchlein und August gefesselt innen. In der dritten Nacht gab sie ihre Vorsicht auf und ließ August schlafen, wo er wollte. Er sagte, er sei von der Idee so überzeugt, dass er jeden Gedanken an Flucht oder Mord aufgegeben habe. Natürlich spielte auch die Tatsache, dass Magdalena alleine wusste, wo das Geld der Eidechse lag, eine gewisse Rolle.

Magdalena schickte August am zweiten Tag an der Kapelle auf eine Exkursion in die umliegenden Dörfer. Er sollte Lebensmittel kaufen und Erkundigungen einholen, um mit ihr einen Plan, wie es weitergehen konnte, auszuhecken. Er fand heraus, dass aus dem Dorf Unterübermoos ein Zug nach Pfaffenhofen fuhr und dass sie von dort leicht weiter nach München kommen konnten. Er merkte sich, dass der letzte Zug um dreizehn Minuten nach zehn abends fuhr und der Anschluss nach München um Mitternacht am Hauptbahnhof ankommen würde. Trotz Sommer war es zu dieser Uhrzeit dunkel genug, um Magdalena kostümiert nach München zu bringen. Sie hatte eine Schwestertracht aus dem Kloster gestohlen. Mit Hilfe von ein paar Tüchern und diesem Kostüm würde sie bestimmt kein Aufsehen erregen.

Seitdem Magdalena ihm das Angebot gemacht hatte und er sich entschlossen hatte, darauf einzugehen, hatte sich Augusts Stimmung nach und nach verändert. Er begann mit ihr zu sprechen und sie nicht mehr als nervtötende Monstrosität zu betrachten, sondern in ihr seine Geschäftspartnerin zu sehen.

Am späten Nachmittag des dritten Tages brachen die beiden auf. Magdalena hatte darauf gedrängt, da sie befürchtete, dass die Insassen des Klosters plötzlich auftauchen könnten, um in der Kapelle zu beten. Sie glaubte zu spüren, dass die Nonnen damit die Aufregung, die

ihr Verschwinden bestimmt dort ausgelöst hatte, wieder zu beruhigen versuchen würden.

In einer der Nächte, die August und Magdalena an der Kapelle verbracht hatten, hatte sie etwas Geld aus ihrem Versteck geholt. Sie würde den allergrößten Teil davon nicht nach München mitnehmen, sondern, sollten sie mehr brauchen, August verraten, wo der Schatz lag, um ihn loszuschicken, den Rest zu holen.

Die Fahrt war aufregend. Magdalena war seit ihrer Kindheit nicht mehr aus dem Umkreis des Klosters herausgekommen. Zwar gab es kaum Reisende, die den letzten Zug nach Pfaffenhofen nahmen, trotzdem wurde sie als verschleierte Nonne angestarrt. In Pfaffenhofen erwischten sie den Zug nach München, und um zwei Minuten vor Mitternacht kam Magdalena nach dreizehn Jahren zum ersten Mal wieder in ihre Heimatstadt.

KAPITEL 39

magdalena und August gingen im Schutz der Dunkelheit vom Hauptbahnhof direkt zur Pension Dahlheimer in der Karlstraße. Unter Schaustellern sei sie bekannt als Ort, an dem keine Fragen gestellt wurden, sagte August. Er nahm ein großes Zimmer mit zwei Betten und zahlte für drei Tage im Voraus. Der Mann an der Rezeption wunderte sich bestimmt über den Herrn, der sich mit einer verummten Nonne ein Zimmer teilte, verlangte aber einfach den doppelten Preis. Damit er schwieg und als Bestechungsgeld für die Sittenpolizei.

Am nächsten Tag begab sich August auf die Suche nach einer längerfristigen Bleibe. Auch hier halfen ihm seine Erfahrungen als Schausteller. Er wusste schnell, wo was zu finden oder aufzutreiben war. In jeder Stadt. München, die Oktoberfeststadt, war die Hauptstadt der Jahrmarkt-Menschen. Auch in der Hauptstadt der Jahrmärkte funktionierte alles wie in den Kleinstädten mit ihren Volksfesten.

Auch außerhalb der Wiesnfestzeit konnte man den Eindruck gewinnen, dass das Fest in München omnipräsent war. Überall, wo man hinkam, gab es mindestens eine Verbindung zum Fest. Vielleicht kam es August als jemand, der sein Leben auf Jahrmärkten verbracht hatte, auch nur so vor, und für einen normalen Besucher der Stadt wie Magdalena war das Oktoberfest in allen Monaten außer September und Oktober nicht wahrnehmbar.

Mit Hilfe der Gäste in der Gaststätte Bavaria, einem der Treffpunkte der Wiesnschausteller, wurde August schnell fündig, ohne irgendwelche öffentlichen Kanäle wie Annoncen oder Aushänge bemühen zu müssen und so Gefahr zu laufen, mit den Behörden in Kontakt zu kommen.

Im Graggenauer Viertel in einer Nebenstraße zwischen Tal und Maximilianstraße. Im winzigen Hinterhof eines Colonialwarengeschäfts stand das ehemalige Winterlager eines Schießbudenbesitzers leer. Das Häuschen war von zwei Hollerbüschen fast ganz verdeckt. Es war dicht an die Mauer zum Nachbargrundstück gedrängt, halb gemauert,

halb aus Holz, eingeschossig und eigentlich als Wohnung nicht geeignet. Das Häuschen war runtergekommen, hatte kaum Tageslicht, war aber – eine Seltenheit in den Hinterhäusern – ans Stromnetz angeschlossen. Was August sofort auffiel, war, dass im Hof keine Kinder spielten. Der Laden im Vorderhaus führte ein strenges Regiment und erlaubte niemandem aus dem Haus, den Hinterhof zu betreten. August mietete die Werkstatt und zahlte zwölf Monate im Voraus.

Im angrenzenden Hinterhof war ein Trödler, bei dem August das Nötigste an Einrichtung kaufte. Zwei Betten, einen Schrank, einen Tisch, zwei Stühle, Geschirr, Waschbecken, Kanne und eine elektrische Stehlampe. Topf und Kaffeekanne hatten sie ja bereits. Im Colonialwarenladen kaufte er Seife und ein großes Tuch, um seinen Schlafbereich von ihrem abzutrennen. Bei Möbel Kodisch&Sandgruber in der Nähe der Pension kaufte August zwei billige Matratzen und Bettzeug. Drei Tage nach ihrer Ankunft in München zogen Magdalena und August in ihre neue Wohnung.

KAPITEL 40

Den Tag nach der ersten Nacht in der Wohnung verbrachte August damit, Lebensmittel, Zeichen- und Schreibutensilien für Magdalena zu kaufen.

Nachdem er Schulhefte, Zeichenblöcke, Bleistifte, Buntstifte, Tinte, Tusche, Federn und Radiergummis gebracht hatte, setzte sie sich sofort an den Tisch und begann zu arbeiten. Zumindest tat sie so.

August verbrachte den restlichen Juli damit, Kontakte zu knüpfen, Handwerker zu suchen und sich mit den neuesten Jahrmarktsattraktionen vertraut zu machen.

Er fand einen Schneider, der ihm das Zelt für das Marsianische Cabinet nähte, kaufte einen gebrauchten Wohnwagen, an den man einen zweiten Anhänger zum Transport der Ausstellung hängen konnte, und er erkundigte sich nach Möglichkeiten, einen kinematografischen Projektor oder die neueste elektrische Laterna Magica einzusetzen.

August fuhr mehrere Male in den Wald zurück und holte Geld aus dem Versteck. Magdalena hatte ihm den Ort verraten, und August hatte nicht einmal darüber nachgedacht, mit dem Geld abzuhaufen. Zu sicher war er sich, dass das Marsianische Cabinet ein so großer Erfolg werden würde, dass der Gewinn, den er damit erzielen würde, weitaus größer als der Schatz der Eidechse sein würde.

Magdalenas Versteck war einerseits banal, andererseits genial. Sie hatte die Kasette einfach an genau der Stelle am Grenzstein gelassen, an der sie auch August schon versteckt hatte. Nie im Leben wäre er auf die Idee gekommen, dort zu suchen.

August rechnete und überschlug mit Magdalenas Hilfe, wie viel sie für die Ausstattung des Marsianischen Cabinetts würden ausgeben können, um bis zu Beginn der Jahrmarktsaison davon leben zu können. Sie konnten aus dem Vollen schöpfen. Es war genug für alles da. Sogar die Marktgebühren für mehr als eine Saison waren gesichert. Magdalena fragte sich, woher August solche Mengen an Geld hatte. Alleine von seiner alten Südsee-Schau konnte das nicht kommen.

KAPITEL 41

Zwar hatte sich Magdalena sofort selbstbewusst und voller Energie an den Tisch gesetzt und damit begonnen, ihre Ideen auf die Blöcke und in die Hefte fließen zu lassen. Doch so richtig wollte es ihr nicht gelingen. Sie verfiel sich in Details von Zeichnungen, kitzelte lange an Fingern oder Nasen herum oder schrieb endlos lange an einzelnen Sätzen, die sie wieder durchstrich. Magdalena hatte sich das alles leichter vorgestellt. Zwar perfektionierte sie ihre Marsianerporträts, aber an die Geschichte und die Ausstattung für das Marsianische Cabinet trauete sie sich nicht heran.

Während August im Gasthaus Bavaria weiter mit Oktoberfesterern sprach, saß Magdalena meist an ihrem Tisch, schwitzte in der Hitze der Sommertage und zweifelte an dem Versprechen, das sie August gegeben hatte. Was wenn sie sich doch überschätzt hatte? Was wenn sie zwar in der sicheren Umgebung des Klosters zu kreativen Höhenflügen fähig war, hier in der echten Welt jedoch nicht? Magdalena saß in ihrem Hinterhofhäuschen und starrte durch die trüben Fenster auf die Hollerbüsche.

Eines Tages, Anfang August, kündigte August an, zum Wald zu fahren, um Geld zu holen. Er würde in Ödenhausen übernachten. Magdalena würde ihre erste Nacht überhaupt alleine verbringen. In ihrem ganzen Leben war sie immer von irgendjemandem bewacht worden oder hatte ein Bett neben jemand anderem stehen gehabt. Sie war aufgeregt, aber auch ängstlich.

Es war sehr warm und stickig im Hinterhofhäuschen und Magdalena beschloss, alle Vorsichtsmaßnahmen, die ihr August eingebläut hatte, außer Acht zu lassen. Um elf Uhr abends ging sie ins Freie und genoss die kühler werdende Luft. Sie nahm sich einen Stuhl und setzte sich ins Dunkel zwischen die beiden Hollerbüsche. Was sollte schon passieren? Niemand, der aus dem Vorderhaus in den Hinterhof schaute, würde sie als das erkennen, was sie war. Jeder würde denken,

da säße eine normale Frau und keine Monstrosität. Ein schöner Gedanke.

Aus den geöffneten Fenstern drangen die Leben der Bewohner. Das Viertel war arm und die Wohnungen voller Menschen, Gerüche und Geräusche, die in der Sommernacht in den Hinterhöfen widerhallten. Magdalena gefielen die Klänge der Stadt. Zusammen mit dem Gefühl, unauffällig und normal zu sein, ging es ihr zum ersten Mal fast gut. Ein Säugling weinte, eine Frau scherzte mit einem Kind, Geschirr klapperte, jemand spielte Trompete, eine Alte schrie jemanden an. Magdalena konnte nicht erkennen, ob sie wütend war oder ob sie nur so brüllte, weil sie fast taub war.

Es roch nach altem Essen und aus den Aborten in den Zwischengeschossen nach Urin. Der Colonialwarenladen hatte natürlich längst geschlossen, aber aus den leeren Bierträgern, die die Besitzer des Geschäfts im Hof lagerten, roch es nach abgestandenem Bier. Für Magdalena, die ganz andere Gerüche aus den Zimmern der Insassen des Klosters gewohnt war, war dieser Stadtduft das Beste, was sie je gerochen hatte. Es roch nach Freiheit und Zukunft und nicht nach Pisse.

Irgendwann schälte sich aus dem Gewirr an Geräuschen etwas heraus. Jemand sang. Leise und nicht besonders gut. Ein Mann. Es kam aus dem Nachbarhof. Das Lied klang fremd und ungewohnt. Ganz anders als die Kirchenlieder der Nonnen oder die Blasmusik, die Magdalena manchmal aus der Ferne in den Dörfern gehört hatte. Sie nahm sich ihren Stuhl, stellte ihn an die Mauer, stieg darauf und schaute vorsichtig über den Mauerrand. Auf der anderen Seite war das Lager des Trödelhändlers. Ein wildes Sammelsurium aller möglichen gebrauchten Gegenstände. Der angrenzende Hinterhof hatte noch keine Elektrizität, deshalb war es sehr dunkel. Nach und nach gewöhnte sie sich an die einzige, funzelige Lichtquelle dort. Ein Mann saß in einem abgewetzten Polstersessel, neben sich auf einem Tischchen eine Petroleumlampe. Er war es, der leise vor sich hin sang.

Magdalena konnte jetzt auch hören, dass nicht nur die Melodie ungewöhnlich war, sondern auch die Sprache, in der er sang. Kehlig und hart. Zischende und krächzende Laute. Trotzdem, vielleicht wegen

der ruhigen Melodie, wirkte die Sprache sanft und beruhigend. Ganz anders als das Bayerisch der Menschen, denen Magdalena im Kloster begegnet war, anders als das Hochdeutsch ihrer Mutter oder das Latein der Messe. Anders, genau wie sie. Plötzlich dämmerte es ihr: So stellte sie sich die Sprache der Marsianer vor. Das war ihr Marsianisch. Magdalena hatte das Gefühl, dass sich ein Knoten löste. Die Sprache wirkte wie Öl auf ein rostiges Schloss. Plötzlich geriet alles in Bewegung. Sie wollte sich sofort an den Tisch im Häuschen setzen und endlich echt mit der Schaffung ihrer Marswelt beginnen.

»Das ist Baskisch«, sagte der Mann plötzlich. Er hatte aufgehört zu singen und schaute sie direkt an. »Das spricht man in einem Gebiet zwischen Frankreich und Spanien. Eine wunderbare und gleichzeitig wunderliche Sprache«, sagte er und stand auf. Er ging auf die Mauer zu, stieg auf einen Schemel und hielt Magdalena seine Hand entgegen. Er war klein, hatte sehr dichtes, kurz geschnittenes, dunkles Haar, fast wie ein Tierpelz, und einen buschigen Schnurrbart. Seine Nase war das genaue Gegenteil von Magdalenas. Sie war riesig und fleischig. Um seine winzigen Augen waren viele kleine Runzeln. Sie konnte sein Alter nicht schätzen. Zum einen hatte sie bisher sehr wenige Männer ohne körperliche Behinderung gesehen, zum anderen war es sehr dunkel.

»Anton Urrutia«, stellte sich der Mann vor. »Oder wie mich mein Vater genannt hat, Andoni.« Magdalena hatte zuerst den Drang, vom Stuhl zu springen und sich im Häuschen zu verkriechen. Hier in der Stadt, außerhalb der gewohnten und geschützten Umgebung des Klosters oder des Waldes, einer fremden Person zu begegnen, brachte ihr Selbstbewusstsein zum Einsturz. Es zeigte ihr, was für ein fragiles Kartenhaus es doch war. Den Nonnen und August fühlte sie sich überlegen, diese Person konnte Magdalena nicht einschätzen. Was wenn er sie verspottete, die Behörden rief oder davonlief, sobald er erkannte, was sie für eine Monstrosität war?

Doch Magdalena erstarrte nur und reagierte nicht. Der Mann, Urrutia, zog die Hand nicht zurück und sagte: »Ich hab Sie gesehen, als Sie mir beim Singen zugehört haben. Ich bin nicht vollkommen

dumm, weder blind noch taub und sehr neugierig. Der Mann, der mit Ihnen im Schuppen wohnt, hat Ihre Möbel bei mir gekauft. Ich bin mir nicht sicher, ob er unsympathisch oder nur blöd ist. Geschmack hat er jedenfalls keinen. Zumindest nicht beim Möbelkauf. Da ist es doch meine Bürgerpflicht nachzuschauen. Also ...« Er rückte mit seiner Hand näher. Jetzt konnte Magdalena nicht mehr anders und ergriff sie. Sie war trocken und warm. Anton Urrutia schüttelte ihre knochige und riesige Hand, als wäre es das Normalste der Welt. »Magdalena«, flüsterte sie. »Kein Nachname?«, fragte Urrutia. Sie zuckte mit den Schultern. »Dann bleibe ich bei Fräulein Magdalena.« Er ließ Magdalenas Hand nicht los. »Wollen Sie vielleicht meine Welt hier drüben kennenlernen? Ihre kenne ich ja schon. Schließlich bin ich oft genug dort herumgeschlichen. Bevor sie eingezogen sind.« Sie nickte. Magdalena verlor langsam ihre Angst vor dem Mann und war neugierig, was sich hinter dem Gesang verbarg. »Dann Obacht ...« Urrutia packte ihre Hand fester und zog sie mit aller Kraft nach oben. Magdalena landete auf der Mauer und rutschte dann auf der anderen Seite hinunter. »Willkommen in meinem traste zahar«, sagte Urrutia.

Magdalena befand sich jetzt in einem vollgestellten Hinterhof. Unter aus Latten und Platten zusammengezwimmerten Unterständen hatte Urrutia eine riesige Sammlung von Tischen, Stühlen, Sesseln, Kanapees, Schränken und Betten angehäuft. In unterschiedlichster Qualität und in allen nur denkbaren Zuständen. Von alt und heruntergekommen, mit abgebrochenen Teilen und hervortretenden Federn und Polstermaterialien bis hin zu fast neu und offensichtlich teuer und hochwertig. Auf der anderen Seite des Hofes sah Magdalena schemenhaft Öfen, Waschbecken, Fahrräder, Grammophone, Handwägen, Nähmaschinen, Waschkessel und etwas, das aussah wie eine Saftpresse.

Urrutia holte einen weiteren Sessel und stellte ihn neben seinen. Mit einer einladenden Geste befahl er Magdalena, sich zu setzen. Dann verschwand er in seinem Verschlag, brachte eine Flasche und zwei Gläser und füllte sie bis zum Rand mit Rotwein. Magdalena nahm eines der Gläser. Urrutia setzte sich, hob seines und prostete ihr zu.

»Topa«, sagte er. Sie trank zum ersten Mal in ihrem Leben einen anderen Wein als den Messwein. Er schmeckte scheußlich und machte einen pelzigen Mund. Doch Magdalena fühlte sich weltmännisch und wie eine feine Dame aus einer ihrer Illustrierten.

»Jetzt habe ich Ihnen was zu trinken gegeben. Dann kann ich erwarten, dass Sie mich ein wenig unterhalten und mir etwas erzählen.« Urrutia blickte sie erwartungsvoll an. »Also, was treibt Sie nach München?«, fragte er. Magdalena wusste nicht, was sie sagen sollte und nahm noch einen Schluck Wein. Was konnte sie einem Fremden über sich erzählen? Einem, dem offensichtlich langweilig war und der nur auf Unterhaltung aus war. Der würde nicht verstehen, wer sie war und warum sie hier war. Andererseits behandelte er sie so, wie sie sich schon den ganzen Abend über gefühlt hatte. So als würde sie aussehen wie alle anderen. Magdalena schwieg.

»Na gut«, sagte Urrutia. »Dann erzähle ich. Sprechen ist fast wie zuhören. Vielleicht belohnen Sie mich ja mit Ihrer Geschichte, wenn ich mit meiner fertig bin.« Urrutia trank sein Glas leer und schenkte sich nach.

»Man möchte es nicht meinen, aber ich bin hier geboren. Auch wenn ich immer recht baskisch tue, bin ich Münchner. Hier im Vorderhaus geboren und wohne immer noch in der Wohnung meiner Mutter und meines Vaters. Mein Vater ist der Grund, weshalb ich Baskisch kann. Er kommt aus Etxalar. Ein Dorf in einer Gegend, die Bortziariak, die fünf Dörfer, heißt. Bera, Lesaka, Etxalar, Igantzi, Arantza.« Der Baske leierte die Namen wie auswendig gelernt herunter. »Bergig, regnerisch. Mehr weiß ich nicht darüber. Ich war natürlich noch nie dort und werde auch nie dort hinkommen. Mein Vater war eines von unzähligen Kindern in seiner Familie. 1870 trat er in die französische Fremdenlegion ein. Das taten viele aus den fünf Dörfern. Dummerweise wurde er nicht in irgendeine fade Kolonie in Afrika geschickt, sondern geriet in den Siebziger-Krieg. In Sedan wurde er gefangen genommen. Im Gefangenenlager Ingolstadt lernte er meine Mutter kennen, die für irgendeine katholische Organisation dort arbeitete. Sie heirateten, mein Vater blieb in Bayern und übernahm nach dem

Tod meiner Großeltern mütterlicherseits den Ramschhandel hier. Obwohl er aus dem Baskenland fort war und sich hier daheim fühlte, war es meinem Vater immer wichtig, dass sein einziges Kind Baskisch spricht. Sogar meine Mutter hat es gelernt, und wir haben es zu Hause immer gesprochen.«

Magdalena hatte sich nach vorne gebeugt und hörte Urrutia zu. Dabei war ihre Angst immer mehr ihrem Interesse für seine Geschichte gewichen. »Und Sie haben vorhin in dieser Sprache gesungen?«, fragte sie.

»Ja. Das Lied heißt Madarkatu udako euria, verfluchter Sommerregen und geht so.« Urrutia begann leise und schüchtern das Lied von zuvor zu singen: »Joan zaitez, joan zaitez, udako euria, Zure tantak gure festak iluntzen ditu. Eguzki beroa nahi dugu, eta zeru urdina, Joan zaitez, udako euria, utzi gure eguna.«

Magdalena blickte ihn fasziniert an. »Und was bedeutet das?«

»Weil es im Tal meines Vaters immer regnet, wird in dem Lied der Sommerregen verflucht, und man wünscht, dass er weggeht.«

»Die Sprache gefällt mir. Sie klingt so anders.«

»Ja, das ist was ganz anderes als Deutsch, oder?«

»Wie nicht von dieser Welt«, murmelte Magdalena.

»Mein Vater hat immer gesagt, dass Baskisch mit keiner anderen Sprache verwandt ist. Deutsch hat Holländisch und Dänisch, die ähnlich sind, Französisch hat Spanisch oder Italienisch. Und alle sind indogermanische Sprachen. Nur nicht das Baskische. Ich bin ja nicht sehr belesen und muss mich auf die Erzählungen meines Vaters verlassen. Aber der sagte immer, dass Baskisch direkt von den alten Göttern vom Himmel kommt.« Urrutia seufzte: »Wenn ich etwas gescheiter wäre, würde ich in eine Bibliothek gehen und das alles nachlesen. Ich kann die Sprache sprechen, aber nicht schreiben. Stellen Sie sich das einmal vor, Fräulein Magdalena.«

»Wie nicht von dieser Welt«, flüsterte Magdalena erneut.

Dann stand sie auf und blickte Urrutia in die Augen. »Ich bin gleich wieder da.« Sie kletterte über die Mauer zurück in ihren Hof. Dort griff sich Magdalena eines der Schulhefte und einen Bleistift und kehr-

te in Urrutias Hof zurück. »So, jetzt nennen Sie mir einige baskische Sätze und ich schreibe sie mit. Ganz egal, ob die Rechtschreibung korrekt ist.«

Urrutia wirkte glücklich über ihr Interesse und übersetzte alle Sätze, die Magdalena sich wünschte. Er war so geschmeichelt, dass er sich nicht über »Ich grüße euch, Erdlinge, ich komme vom Planeten Mars« oder »Mein Raumschiff hat die Äthersee zwischen meinem und eurem Planeten überwunden« wunderte. Zumindest tat er so, als seien ihm die seltsamen Wörter egal. Aber er hatte Geduld und wusste, dass Magdalena ihm irgendwann erzählen würde, warum sie das alles brauchte. Nach über fünfzig Übersetzungen gähnte sie und sagte: »Ich gehe jetzt schlafen. Warum ich diese seltsamen Sätze brauche, erzähle ich Ihnen beim nächsten Mal.«

Das Gespräch mit Urrutia war für Magdalenas Fantasie der allerletzte Schubser, den sie benötigt hatte. Am Tag danach setzte sie sich an den Tisch und schrieb und zeichnete bis zum Ende des Sommers.

SECHSTER TEIL:
ELARA